

## Johann Jakob Spreng

Autor(en): Adolf Socin  
Quelle: Basler Jahrbuch  
Jahr: 1893

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0daa2dd7-a664-460f-ae78-26be6a48499e>

### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Johann Jakob Spreng.

Ein baslerischer Gelehrter und Dichter aus dem XVIII.  
Jahrhundert.

Von Dr. Adoif Socin.



Der Name Johann Jakob Sprengs ist den Basler Geschichts-  
freunden sowohl aus den Beiträgen der Historischen Gesellschaft als  
auch aus diesem  
Jahrbuche selbst  
wohlbekannt. Die  
Theologen wissen  
von seiner Psal-  
menbearbeitung  
und von seiner  
Vefehdung der  
Herrenhuter; die  
Sprachforscher  
schätzen ihn als  
den Ersten, wel-  
cher der Basler  
Mundart wissen-



schafftliche Be-  
trachtung hat an-  
gebeihen lassen.  
Und diejenigen,  
die im vergange-  
nen Sommer im  
Festbuche zur  
Kleinbasler Ver-  
einigungsfeier  
die lebensfrische  
Schilderung von  
dem jährlichen  
Umzuge der drei  
E. Gesellschaften

der minderen Stadt gelesen haben, werden nicht ohne Interesse vernehmen, daß der damalige Pfarrer am Waisenhaus, eben J. J. Spreng, es gewesen ist, welcher Mitte des vorigen Jahrhunderts die Stimme der öffentlichen Meinung für Aufrechterhaltung des alten Volksbrauches geführt hat. Kurz, während so manche gelehrte Größe von dazumal jetzt vollständig vergessen ist, geht über Johann Jakob Spreng heute noch die eine und andere Tradition, und vielfach werden seine Schriften citiert und gelesen. Diese Umstände mögen es rechtfertigen, wenn wir in den folgenden Zeilen aus den weitverstreuten Quellen ein zusammenhängendes Bild vom Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes zu entwerfen versuchen.

\* \* \*

Das Geschlecht Spreng kam 1639 aus Mainstockheim im Würzburgischen nach Basel. Der ursprüngliche Stammsitz dieser Familie soll Augsburg gewesen sein, wo ihr 1524—1601 der Notar Johannes Spreng, bekannt als Verfasser gereimter Übersetzungen der Ilias, der Aeneis und der Metamorphosen Ovids, angehörte. Der Vater unseres Spreng, der gleichnamige Magister Johann Jakob Spreng, wirkte zuerst als Lehrer an der Knabenschule zu Mülhausen im Elsaß, dann während fünfzig Jahren, 1692—1741, als Schreib- und Rechenmeister an der „deutschen Schule“ der Münstergemeinde und am Gymnasium zu Basel. Bei seinem Rücktritt stellte ihm die Universität als vorgesetzte Behörde das „stadtkundige Zeugnis“ aus, „er habe unser Basel das Schreiben gelehret“. Der von ihm eingeführte, in einem noch vorhandenen Manuskripte „Die erlegene Schreibschule, von Grund aus wieder hergestellt“ einläßlich begründete Schreibtypus, die wegen ihrer Prägnanz und Zierlichkeit oft gerühmte „alte Baslerhand“, hat sich in den Schulen Basels bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts behauptet.

Der Sohn dieses Schreibmeisters, der hier zu behandelnde, am 31. Dez. 1699 geborene, mit vorzüglichen Talenten begabte Johann Jakob Spreng, widmete sich dem Studium der Theologie, womit er, früherem Gebrauche gemäß, die Beschäftigung mit den historisch=philologischen Fächern verband. 1721 ordiniert, erhielt er zunächst eine Stelle als Erzieher beim bernischen Landvogt von Mülinen in Fraubrunnen. Nach einem Jahre schon finden wir ihn wieder in Basel als Lehrer der „freien Künste“ und zugleich bemüht, sein poetisches Talent zu verwerten, dann als Hauslehrer bei den Söhnen des württembergischen Gesandten in Wien. Ein Sonett, welches Spreng Kaiser Karl VI. „aus Anlaß der böhmischen Krönung“ 1723 überreichte, verschaffte ihm den Titel eines Poeta laureatus und, an Vater und Sohn, die Verleihung eines Geschlechtswappens, einen in den Lüften schwebenden und in vollem Sprung begriffenen Pegasus darstellend für den unverdrossenen Eifer, welchen J. J. Spreng d. ä. „in gründlicher Untersuch= und Ausübung unserer ädlen deutschen Sprache seit langen Jahren loblich verspüren lassen, und zwar mit so erwünschter Erfolge, daß auch die härtesten Kenner und Liebhabere einer geäuberten Schreibart denen von desselben Sohne in öffentlichen Druck beförderten Schriften einen vergnügungsvollen Beyfall geben können.“ Zur Feier dieses Ereignisses hielt Spreng am 9. Juni 1724 vor der Basler Universität eine leider nicht mehr erhaltene Rede „Über die Beschaffenheit und Säuberung der schweizerischen Schreibart.“

Mit dem Gesandten nach Stuttgart zurückgekehrt, übernahm Spreng sieben Monate lang die Predigerstelle an der reformierten französischen Gemeinde zu Heilbronn, 1727 wurde er Pfarrer der Waldenserkolonie Pérouse in der Nähe von Stuttgart. Erst aus dem Jahre 1734 erhalten wir wieder Nachrichten über ihn. Spreng, gleich seinem Vater von hitzigem und aggressivem Temperamente,

folgte in ueueangelischer Weise gegen ein Gemeindeglied eingeschritten sein; zugleich wurde ihm, der in Basel schon der Heterodoxie sich verdächtig gemacht zu haben scheint, Leugnung der Gottheit Christi und des unmittelbar nach dem Tode folgenden Gerichts vorgeworfen. Spreng hatte nämlich in dem zu Pérouse gebrauchten Hanauer wallonischen Katechismus gewisse Stellen durchgestrichen. Es gelang ihm zwar, sich mit der Begründung, daß dies lediglich in pädagogischer Absicht geschehen sei, weil die betreffenden Stellen für das Verständniß der Kinder zu schwierig seien, sowie durch Vorlegung seiner Predigtmanuskripte vor den Amtsbrüdern zu rechtfertigen; aber das gegenseitige Vertrauen war erschüttert. Vrgl. in Sprengs Gedichten 1748 „Poetische Klage und Bittschrift an einen Reichsfürsten wider einige falsche Brüder 1735.“ Dazu kam ein Schlaganfall mitten in der Kirche, sodaß er beinahe zwei Jahre sein Amt nicht mehr versehen konnte. Gerne verließ Spreng 1737 die „welschen Skythen,“ *Musarum antipodas sordidissimos atque ab omni literarum cultu gustuque alienissimos*, um einer Berufung als Pfarrer nach Ludweiler im Nassau-Saarbrückischen zu folgen.

Mitte 1741 gelangte an den Basler Rat eine Eingabe Sprengs: das hohe Alter seines Vaters, die Erziehung seiner Kinder und seine eigenen Studien nötigten ihn, nach Basel zurückzukehren; sein Anerbieten, an der Universität eine außerordentliche Professur der deutschen Poesie und Beredsamkeit zu übernehmen, sei von der akademischen Regenz günstig aufgenommen worden. Der Rat willigte ein, und so ist Spreng der erste Titular einer germanistischen Professur an der Universität Basel. Doch trat er dieses Amt erst 1743 an mit der Verpflichtung, wöchentlich zweimal deutsche Wohlredenheit in ungebundener Rede und einmal die deutsche Poesie öffentlich zu lehren. Es ist für jene Zeit natürlich, daß man Sprengs germanistische Wirksamkeit durchaus im

praktischen Sinne auffaßte; man versprach sich hauptsächlich von ihr, „daß sich Liebhaber der reinen deutschen Sprach dargeben werden, welche sich befeißigen wollten, in das künftige mit ihrer Wohlredendheit dem gemeinen Wesen entweder in dem geistlichen oder (warzu sich mehrere Gelegenheit erzeigen würde) in dem weltlichen und politischen Stand zu dienen.“ Diese Erwartungen sind insofern nicht getäuscht worden, als Spreng wirklich dem hauptsächlich durch Gottsched vertretenen moderneren Typus der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel zum Durchbruch verholfen hat. Ditz, Flemming, Canitz, Besser, Günther, Brockes, König, Drollinger, Haller waren ihm Muster in sprachlicher Hinsicht. Er wurde geradezu ersucht, eine Sprachlehre zu verfassen, durch welche die Schweizer die ihnen eigentümlichen deutschen Sprachfehler vermeiden lernen sollten. 1745 bezeugt die Regenz, daß „H. Professoren Sprengen Arbeit nicht ohne Segen, und davon bereits ziemliche Früchten beobachtet worden.“ Da indes mit dieser Stellung als einer Honorarprofessur ausdrücklich kein Vorrecht, Rang noch regelmäßiges Einkommen verbunden und Sprengs gleichzeitige Bewerbung um eine Lehrstelle am Gymnasium oder als Professor der Katechese abschlägig beschieden worden war, erhielt er als eigentlichen Broterwerb 1746 die Pfarrstelle am Waisenhanse.

In Basel war 1728 der von den ausländischen Universitäten zurückkehrende Haller unter dem Einfluß gleichgesinnter Freunde „von der poetischen Krankheit wieder erfaßt worden“. Sie waren es, die im Gespräch mit Haller das Unvermögen der deutschen Dichtkunst, ihre Aufgedunsenheit und Phrasenhaftigkeit hervorhoben und die philosophische, „schwere Dichtung“ der Engländer priesen; in diesem Kreise entstand Hallers berühmtestes Gedicht, die „Alpen“. Einer dieser Basler Freunde war selbst poetisch thätig im Sinne der Herbeiführung einer auf Gedankenreichtum und Konzentration hinzielenden Richtung: es ist der markgräflisch badische Hofrat und Archivar Karl Friedrich

Drollinger, dem das Verdienst gebührt, den Sinn für deutsche Gedichte in Basel erweckt und belebt zu haben. Wäre der Boden von diesem angesehenen Manne nicht vorbereitet gewesen, so hätte die Zulassung eines Professors für „deutsche Poesie“ schwerlich so viel bereitwilliges Entgegenkommen gefunden.

Spreng hat sich Drollingern schon zur Zeit seiner Dichterkronung genähert; er nennt ihn einmal seinen Vater in Apoll. 1728 richtet er aus Pérouse eine „poetische Epistel“ an ihn, wo die Hoffnung ausgesprochen wird:

Daß Rauracis wohl einst den ersten deutschen Schwan,  
Den Tellens Land gezeugt, an mir bewundern kan.

Freilich singe vielleicht bereits ein schweizerischer Dpitz (Haller), der seinen, des Autors Stolz „so leicht zu Boden zwingt, als einen kleinen Wurm, der sich emporgestemmt, ein ungefährer Tritt zur Erde niederklemmt.“ Aber Helvetien, das die deutsche Heldensprache entdeutscht und beschmeißt, einen Lohenstein und Anthor göttlich verehrt und noch bei Weichmanns Reimen schwöre, könne auch ihn zu Dank aufnehmen.

In einem andern „poetischen Schreiben“ an Drollinger (1737) kritisiert Spreng die deutschen Dichter: Dpitz sei mit griechischer und lateinischer Gelehrsamkeit überladen, Zesen ein Stümper, Rist frostig, Schmolke ein seichter Schwäger; nur Günther, Brockes, Haller und Drollinger läßt er gelten; dieser habe die Sprache Zions von allen deutschen Dichtern am besten getroffen. In Übereinstimmung mit den damals sich geltend machenden neuen litterarisch-ästhetischen Tendenzen erklärt sich Spreng gegen den Reim als eine Fessel des Gedankens. Drollinger seinerseits sandte die Erzeugnisse seiner Muse an Spreng, damit dieser sie von den unwillkürlich einfließenden süddeutschen und schweizerischen Provinzialismen reinige und nach der zierlicheren sächsischen Sprachnorm korrigiere. Die noch erhaltenen Drollinger'schen Manuskripte tragen denn auch zahlreiche

grammatische und stilistische „Verbesserungen“ von Sprengs Hand, z. B. beim Ausdruck je und immer: „Ich steh an, ob es gutes Deutsch sey. Möchte es wohl. Durch Drollingerische Autorität kan es deutsch werden“. „Sterbebett“ sollte „Sterbbett“ lauten, die Satzfolge „Auch Böse hält in diesem Leben Dein allgemeiner Schutz umgeben Und deiner Sonne wärmend Licht“ geändert werden: „Auch Böse hält in diesem Leben Dein allgemeiner Schutz umgeben, Auch sie erwärmt dein Sonnenlicht.“ In derart korrigierter Form, was nicht allseitig gebilligt wurde, sind dann Drollingers gesammelte Gedichte nach seinem Tode von Spreng 1743 herausgegeben worden. Vorgedruckt ist eine Gedächtnisrede auf Drollinger, mit welcher Spreng 1743 seine Professur vor einer Versammlung „als sie seit unserer Universität Zeiten wohl schwärzlich so ansehnlich und stark gewesen“, inanguriert hatte.

Der Drollingerausgabe war zwei Jahre vorher ein umfangreiches selbständiges Werk von Spreng vorangegangen: „Neue Übersetzung der Psalmen Davids, auf die gewöhnliche Singweise gerichtet und mit besonderer Guttheißung eines hochlöblichen churpfälzischen reformierten Kirchenrats, wie auch eines hochwürdigen Ministerii von Zürich und Basel herausgegeben von Magister Johann Jakob Spreng, hochfürstlich Nassau-Saarbrückischem Pfarrer der französischen und deutschen evangelisch-reformierten Gemeine zu Ludweiler. Basel 1741.“ Dem Werke sind angehängt „Auserlesene geistreiche Kirchen- und Hausgesänge, theils verbessert, theils neu verfertigt von Magister Johann Jakob Spreng“. Spreng befaßte sich schon seit dem Anfang der dreißiger Jahre mit der Psalmenbearbeitung. Die Deutsche Gesellschaft in Leipzig unterstützte sein Bestreben, und der churpfälzische reformierte Kirchenrat zu Heidelberg gab 1738 über die vorgelegten Proben das Urtheil ab, daß sie einen merklichen Vorzug vor andern Übersetzungen

hätten. Spreng wollte, da es unmöglich sei, die Stärke und Erhabenheit des Originals je zu erreichen, dessen Nachbildung wenigstens „in kennbarer und ungezwungener Schönheit“ der deutschen Christenheit darstellen. Darum habe er alle unreinen und matten Ausdrücke vermieden und sich einer natürlichen Wortfolge und eines genauen Silbenwechsels beflissen, was nicht leicht gewesen sei, da er sich an die Melodien der Lobwasser'schen Psalmen, die seit anderthalb Jahrhunderten die Grundlage des reformierten Gemeindegesangs bildeten, habe halten müssen. Die halben Strophen, mit denen Lobwasser bisweilen den Psalm schließt, sind ausgefüllt und die Pausen des Originals in der Übersetzung bemerklich gemacht. Gegenüber Lobwasser ist eine reinere und edlere Ausdrucksweise unverkennbar, doch kann man darum nicht von einem wahrhaft poetischen Fortschritt reden. Das Streben, den hebräischen Parallelismus der Glieder unter Konservierung jedes Wortes in Reime zu fassen, hat eine unausstehliche Breite zu Folge. Oft sind auch Wendungen und Bilder gebraucht, die besser zur Mythologie der Griechen als zu der keuschen Schönheit alttestamentlicher Dichtkunst passen, z. B. Ps. 65: „Du schwängerst mit dem Tau und Regen der Erde heißen Schoß“.

In den „Kirchen- und Hausgesängen“ herrscht stellenweise eine etwas frostige Rhetorik. Die Poesien sind oft breite gereimte Predigten. Wo Spreng alte Lieder umgedichtet hat, hat er ungebührlich gemeistert. Die Form ist glatt, aber an Tiefe des Inhalts und an Volkstümlichkeit stehen diese Gedichte Sprengs weit hinter den Liedern seines geistlichen Antipoden Hieronymus Amnoni (1697—1770), des Einbürgerers des Pietismus in Basel.

Neudrucke der Psalmen, zuerst mit, dann ohne den Anhang erfolgten Frankfurt 1747 (Nachdruck), Bernburg 1766 (Nachdruck), Basel 1766, 1770, 1774, 1781.

Spreng gab sich bis zu seinem Tode alle erdenkliche Mühe,

diesem Hauptwerke seines Lebens in den evangelischen Kirchen der Schweiz offizielle Geltung zu verschaffen. Alles, was er erlangte, waren gelegentliche Ankäufe und Gratifikationen durch die Behörden. Bern verbot 1745 die Spreng'schen Psalmen, auf den Bericht hin, daß sie mit den Lobwasser'schen Singweisen nicht übereinstimmten, dagegen sind in das bernische Gesangbuch von 1757 und dessen folgende Auflagen eine Anzahl seiner Kirchenlieder aufgenommen. In Biel war 1766 das Psalmenwerk eingeführt. In Basel beschloß 1763 der Rat hauptsächlich auf das Betreiben des Pfarrers Simon Grynäus, eines Freundes Sprengs, die Einführung der Psalmen in Kirchen und Schulen von Stadt und Landschaft. Die Maßregel ließ sich indes nicht durchführen, theils wegen eines Konfliktes Sprengs mit dem Antistes aus Anlaß des ungünstig lautenden Gutachtens desselben, namentlich aber, weil die Mehrheit der Geistlichen abriet, da die Menge am altgewohnten Lobwasser mit Zähigkeit hänge und Sprengs Werk zuerst privatim größere Verbreitung gefunden haben müsse. Von der Landgeistlichkeit befürwortete nur ein einziger die Einführung; das Landvolk sah die Neuerung sogar als Religionsveränderung an. Infolge dessen hob der Rat 1764 den Einführungsbeschluß wieder auf. Ein neuer Anlauf Sprengs 1767, wozubem ihn diesmal der Antistes befürwortete, blieb erfolglos. Es wurde jedermann freigestellt, beim Gottesdienste aus Lobwasser oder Spreng (die Gebildeteren) zu singen! Am Gymnasium wurden die Psalmen als Lehrmittel für das Singen angenommen. In der Ausgabe von 1781 wird gemeldet, die Stadt Mülhausen habe die Psalmen Sprengs in Verbindung mit einer Sammlung geistlicher Lieder bei ihren Gottesdiensten eingeführt. 1786 gab der Basler Pfarrkonvent ein Gutachten gegen die Spreng'schen Psalmen ab, und es blieb beim alten Lobwasser.

Geringern Anklang fand die Sammlung, die unter dem Titel:

„J. J. Sprengens Geistliche und weltliche Gedichte, I. Teil“ (mehr erschien nicht) Zürich 1748 herauskam. Verschiedene dieser Gedichte sind schon in Pérouse und Ludweiler entstanden. Die Gelegenheitspoesie, Huldigungen an Fürsten und Magistratspersonen, nimmt einen allzubreiten Raum ein. Herzliche Empfindung, poetischen Ausdruck sucht man vergebens in diesen Erzeugnissen, und es klingt wie Selbstironie, wenn Spreng auf die guten Freunde und Bekannten schilt, „welche über alle Anlässe Verse verlangen und im Fall abschlägiger Antwort einem unschuldigen Dichter wohl gar ihre Freundschaft aufkündigen,“ und auf die Dichterlinge, „die aus der Wehmut und Freude keine Verrichtung ihres Herzens, sondern ein künstliches Schellen- und Gebärdenpiel machen.“ Haller hat zwar, wohl unter dem Einfluß der Landsmannschaft und des stillen Gegensatzes zu Gottsched, in seiner kurzen Anzeige der Spreng'schen Gedichte (Götting'sche Zeitungen von gelehrten Sachen 1748, S. 1088) sich ausgesprochen, Spreng dichte rein, fließend, deutlich und mit Feuer; richtiger aber meinte gleichzeitig Hallers nachmaliger Schwiegerohn, der Berner Jenner, das Urtheil des Geschmacks würde die Spreng'schen Gedichte auf wenige Seiten reduzieren.

Gewidmet war die Gedichtsammlung den Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft, „welche sich zur Untersuchung unserer vaterländischen Geschichte in Basel zusammengethan.“ Hier ist der Ort, über einen in den Litteraturgeschichten kaum berührten Punkt, die Basler Deutsche Gesellschaft und die Stellung Basels in der berühmten Fehde zwischen den Zürchern und dem Leipziger Litteraturdiktator Gottsched, ein Wort zu sagen.

Zur Zeit, da in Zürich Bodmer und Breitinger eine Umwälzung der deutschen Dichtkunst nach Inhalt und Form vorbereiteten, gab es in Basel außer Drollingen niemanden, der sich um

deutsche Poesie kummerte. So gut wie Bodmer trat Drollinger anfänglich in Verbindung mit Gottsched und wurde 1736 Mitglied der Leipziger Deutschen Gesellschaft; er bekennt auch, daß deren Schriften ihm sprachlich sehr von Nutzen seien, ohne sich frühzeitig schon der Erkenntnis zu verschließen, daß die sächsischen und schlesischen Erzeugnisse entweder wässerig oder mit fremdem widerwärtigem Gewürze überladen seien. Von 1740 an, dem Zeitpunkt des Erscheinens der „Kritischen Dichtkunst“, schließt Drollinger sich entschieden den Zürchern an. Außerliche Umstände, daß Gottsched die Korrespondenz mit ihm vernachlässigte und seine Einsendung „über das Übel“ mit willkürlichen Änderungen wie „geschmücktes Haupt“ statt „gesenktes“, „der schmale Stengel“ statt „der schlanke“ abdruckte, gaben mit die Veranlassung hiezu. In scharfem Gegensatz zu Gottsched betont er die Vorbildlichkeit Miltons und Pope's, die Schädlichkeit einer allzu geglätteten Form für die Kraft und Prägnanz des Ausdrucks, und die Satire auf den Alexandrinervers ist direkt durch die „Kritische Dichtkunst“ veranlaßt. Mit den Zürchern und Haller stellt er das Moment der Lehrhaftigkeit und gedankenvoller Kürze in den Vordergrund. Nur in Bezug auf die Grammatik bleibt die Hegemonie der Sachsen aufrecht.

Mit Bodmer finden wir Spreng schon 1732, namentlich aber während des Jahres 1743 in brieflicher Verbindung. Hier und in Sprengs Widmung der Drollingerausgabe und seiner Gedächtnisrede auf Drollinger (ebenfalls 1743) wird einer Basler Deutschen Gesellschaft zum erstenmal Erwähnung gethan. Über die Entstehung derselben sind wir mehr auf Kombinationen als auf positive Nachrichten angewiesen. Der Nachruf auf Drollinger von seinem Freunde Aug. Joh. Buxtorf in der Tempe Helvetica, Band VI, Zürich 1742, erwähnt zwar, daß Drollinger Mitglied der Leipziger Deutschen Gesellschaft gewesen, sagt aber nichts von dem Bestehen einer ähnlichen Vereinigung in Basel. Ein Brief des Berner Pro-

feffors Altmann vom 24. Februar 1744 bezeichnet die Basler Deutsche Gesellschaft als nach der Berner gestiftet; letztere ist von 1739. Nun nennt Spreng in jener Gedächtnisrede von 1743 die Freunde Drollingers, „mit denen er sich wegen allseitiger Übereinstimmung des Geistes und Gemütes seit den ersten Jahren seines hiesigen Aufenthaltes verbunden“; und wir werden kaum fehlgehen in der Annahme, daß aus diesem Kreise die Basler Deutsche Gesellschaft hervorgegangen ist. Es sind: Nicolaus Bernoulli, Professor der Rechte, der Drollinger von dem Schwulst der schlesischen Schule zu einfacheren Mustern der Dichtung bekehrte; Pfarrer Beuter in Grenzach, Drollingers „litterarischer Beichtvater“; der vorhin genannte August Johann Buxtorf, Pfarrer zu St. Elisabethen; der Maler Johann Jakob Huber; Peter Mangold an der Klybeck, des heil. röm. Reichs Hofschatzgraf<sup>1)</sup>; Dr. Benedict Stähelin, Professor der Botanik; ferner Johann Rudolf Burckhardt, Dr. Johannes Buxtorf, Franz Christ, Jeremias Kailard, Ritter Lukas Schaub; endlich Spreng selbst, nunmehr die Seele des Ganzen. Es dürfte also die Gesellschaft bald nach dem 1742 erfolgten Ableben Drollingers sich zusammengethan haben. Ihr Zweck war die Ausbreitung des guten Geschmacks nebst der Ausübung der deutschen Sprache „nach den Gesetzen einer vernünftigen und richtigen Sprachlehre“. Sprengs Lieblingsidee war, diese Basler Gesellschaft durch Verbindung mit andern schweizerischen Städten zu einer „helvetischen Deutschen Gesellschaft“ zu erweitern, welche „die diktatorische Dreistigkeit eines gewissen sächsischen oder preußischen Kunstrichters“ (Gottscheds) abschütteln und durch Herausgabe einer Grammatik und eines Wörterbuches ein reineres Schriftdeutsch in der Schweiz anbahnen sollte. Ein Organ sollte geschaffen

<sup>1)</sup> Pfalzgrafen, Comites palatini, werden diejenigen genannt, die vom Regenten die Befugnis erhalten haben, an seiner Statt die Ritterwürde zu erteilen. Dieses Ehrenamt kommt seit dem 15. Jahrhundert vor.

werden zur Kritik zeitgenössischer schweizerischer Schriftsteller, zu Mitteilungen über das ältere Schrifttum und Editionen; die männliche Kraft und der Reichthum der helvetischen Sprache, wodurch die sächsische bereichert werden könnte, z. B. Wörter wie *Prast*, entsprechen, Ausbesserung sollen verteidigt, umgekehrt aber auch ein Verzeichnis der verwerflichen und unreinen oder veralteten Schweizerwörter hergestellt werden. — Trotz allen Einladungen war Bodmer nicht für den Beitritt zu gewinnen, und da die Berner Deutsche Gesellschaft, die aus Eiferjucht gegen Zürich zu Gottsched hielt und bereit war mitzumachen, wo jenes sich ausschloß, damals ihrer Auflösung entgegenging, zerschlug sich der Plan.

Sodann sollte Spreng die *Elaborate* Bodmers nach den schärfsten Regeln der deutschen Sprachkunst beurteilen. Er verwarf ihm demgemäß Fremdwörter wie *Epoche*, *Genius*, *juft*, *Klima*. Dieses Steckenpferd hat Spreng auch später noch geritten, man vergleiche im „*Sintemal*“ 1759 und in der Übersetzung der *Festrede* von der Universitätsfeier 1760 die Verdeutschungen: *Akademie* = *Erzschule*, *Fakultät* = *Orden*, *Ferien* = *Zwischenfeier*, *Mathematiker* = *Wißkünstler*, *Observatorium* = *Schauturm*, *Professor* = *Hochlehrer*, *Studenten* = *Zuchtsöhne*. Ferner setzte Spreng mit der ihm eigenen Pedanterie „*leer*“ für „*schal*“, tabelte Metaphern wie „*die Flügel des Gesanges*“, „*der Zwang schlägt*“, fand den Stil der Zürcher Schriften weitläufig und doch dunkel. Durch diese Kritik fühlte sich der empfindliche Bodmer verletzt, er warf Spreng Mangel an Aufrichtigkeit vor, er habe Gottsched gelobt, während er ihn doch in seinen Briefen unter die „*schlechten Lichter*“ und „*leichten Schmierer*“ gerechnet und ihm die Ehrlichkeit abgesprochen habe. Spreng hinwieder wies auf Bodmers Unverträglichkeit, und so lockerte sich seit Ende 1743 das Verhältnis und lief zuletzt in einen Streit über Geldangelegenheiten aus. Für die bahnbrechenden Ideen der „*Kritischen Dichtkunst*“, die er erst 1743 von Bodmer geschenkt erhielt, hatte Spreng kein

Verständnis; er verrät den alten Standpunkt des Versmachens, wenn er von Bodmer die Angabe einer Grammatik oder Poetik verlangt, die er seinen Lektionen zu Grunde legen könnte, und hinzufügt, die deutsche Poesie sei in Basel so fremd, daß er deren Mechanik, obwohl nicht als ein Hauptwerk, werde zeigen müssen. Hallers Dichtung findet Spreng zwar von großen Gedanken erfüllt, aber unflüssig und hart. Die schwache Seite Bodmers, seinen Stil, hat sich Spreng auch später nicht entgehen lassen: „Die helvetischen Federhelden, welche sich des sprachrichterlichen Amtes über die hochdeutsche Christenheit anmaßen, ungeachtet sie keinem Schüler in der Sprachkunst noch gewachsen seyn“. („Sintema“ 1759.) Auf dem Titel seiner 1748 gehaltenen Gedächtnisrede über die Schlacht von St. Jakob nennt sich Spreng „der Deutschen Gesellschaften in Bern und Leipzig wie auch der helvetischen Gesellschaft in Basel Mitglied.“

Aus dem Vorgetragenen ist zu schließen, daß Basel in dem Streite zwischen Zürich und Leipzig anfänglich für ersteres Partei, dann aber eine indifferente Haltung annahm. Danzels Ausspruch, die Deutsche Gesellschaft in Basel sei Gottsched treu geblieben, ist ungenau und geht zu weit. Entschiedener Vertreter Gottscheds in Basel war vielmehr der dem Spreng'schen Kreise nicht angehörende Schultheiß Wolleb, der Herausgeber des „Helvetischen Patrioten“, dem Gottsched seine „Beobachtungen über Gebrauch und Mißbrauch deutscher Wörter und Redensarten“ 1758 gewidmet hat. Wolleb hatte 1734 in Leipzig Gottscheds und seiner Gesellschaft Bekanntschaft gemacht und nachmals, aber ohne Erfolg, eine Ausöhnung Bodmers mit Gottsched angebahnt. — Sodann scheint es, daß die deutsche oder helvetische Gesellschaft zu Basel das sprachlich-litterarische Interesse in den Hintergrund treten ließ und mehr der Lokalgeschichte sich zuwandte. Der Historiker Bruckner widmete ihr 1748 das erste Stück seiner „Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel“. Aus der

Zuschrift erfahren wir, daß die Mitglieder in den Versammlungen sowohl eigene Arbeiten als auch Übersetzungen vorzulesen pflegten, wobei die Wahl des Stoffes freistand. Auch Wurstisens „Kurzer Begriff der Geschichte von Basel“, aus dem Lateinischen übersetzt von J. Chr. Beck, Basel 1757, ist der Deutschen Gesellschaft gewidmet, weil diese Gesellschaft dem Herausgeber „neben andern Vorteilen der wahren Freundschaft und des vertraulichen Umgangs Gelegenheit gegeben, in dem Gebrauche der deutschen Sprache sich einigermaßen zu üben.“ Mit der Helvetischen (Schinzbacher) Gesellschaft von 1761 und mit der 1777 gestifteten, in ihren Anfängen auf einen Vorschlag Isak Iselinus von 1756 zurückgehenden Basler Gemeinnützigen Gesellschaft steht die Spreng'sche Sprachgesellschaft in keinem Zusammenhange.

Statt des einst geplanten kritischen Organs gab Spreng 1749 eine moralische Wochenschrift „Der Eidgenoß“ heraus. Infolge von Streitigkeiten mit dem Verleger hat Spreng nur den ersten Jahrgang redigiert, ein zweiter ist noch handschriftlich vorhanden; mit dem „Neuen Eidgenoß“ 1750 hat er nichts mehr zu thun. Persönliche Anzüglichkeiten im „Eidgenossen“ zogen Spreng heftige Angriffe zu. Es erging gegen ihn eine obrigkeitliche Rüge, mit der Motivierung, das Blättchen sei eine in einer Republik nicht wohl zu duldende und zu vielen Unbeliebigkeiten und schädlichen Folgeereien Anlaß geben könnende Satyra. Einen breiten Raum nimmt die Polemik gegen Zinzendorf und die Pietisten ein, als deren Bekämpfer Spreng schon bei ihren Anfängen 1722 aufgetreten war. Ihr geistlicher Hochmut, die „Wunden- und Bluttheologie“ wird gegeißelt, Zinzendorf ein „Catilina unserer Kirche“ genannt. 1754 ist denn auch Spreng in seiner Eigenschaft als Geistlicher zum „Zuspruch“ bei Pietisten gebraucht worden. Nicht besser als dem „Eidgenossen“ erging es einer zweiten Wochenschrift Sprengs, dem „Sintema!“ 1759; sie ist ebenfalls nicht über den ersten

Jahrgang hinausgekommen. Auch diese Zeitschrift ist voller Ironie und Sarkasmen, auch sie zieht los über die Herrenhuter, „diese Seelenschänder von einschmeichelnder Beredsamkeit“; der Hauptzweck ist indes ein sprachlicher, der Verfasser will seine Landsleute „auf eine reinere deutsche Schreibart sowohl in gebundener als ungebundener Rede“ führen und wendet sich namentlich gegen die Satzungeheuer des Kanzleistils.

1747 war eine außerordentliche Professur für Schweizergeschichte mit deutscher Vortragssprache geschaffen worden; Spreng, der bisher mit seinen Bewerbungen kein Glück gehabt, da er frühe schon mit der Universität in Kollision geraten war, erhielt sie 1754, hatte aber auch jetzt weder Sitz noch Stimme im Kollegium, und das Gutachten der Universität empfiehlt ihm Maßhaltung im Stoff und in der Anknüpfung von Betrachtungen. Wie gerechtfertigt diese Mahnung war, sollte sich bald zeigen. Spreng beabsichtigte eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Drei populär gehaltene Vorlesungen „Von dem Ursprunge und Altertum der mehrern und mindern Stadt Basel, wie auch der raurachischen und baselischen Kirche“ 1756 sollten den Anfang des Werkes bilden. Wir erwähnen diese Abhandlungen, weil sich ein nicht uninteressanter Beitrag zur Geschichte der freien Forschung an sie knüpft. Die dritte Abhandlung, die von der Einführung des Christentums in den Gegenden des Oberrheins handelt, war trotz des Bedenkens des Censors, daß mit dem heiligen Fridolin zu viel Gespött getrieben werde, gedruckt worden. Vier Jahre nachher, als die Schrift in Basel schon ziemlich vergessen war, erhoben die katholischen Stände Luzern, Uri und Solothurn Beschwerde wegen folgender dem Religionsfrieden zuwiderlaufender Punkte: die Existenz von Heiligen, wie des Materius, wird angezweifelt; den Kirchenvätern seien manche ungeschickte und anstößige Redensarten entfallen; gegen die Anrufung der Heiligen; die thebaische Legion habe als Aufrührer die verwirkte Strafe

erlitten; über äußerlichen Prunk katholischer Kirchen; die Hugenotten seien der Unterstützung würdig gewesen; Streilust, Geiz, Rachgier, Üppigkeit, Herrschucht, Unwissenheit des Klerus. — Spreng, sofort zur Rede gestellt, schickt seiner Verantwortung als Motto voraus:

Umsonst sieht die Vernunft des Glaubens Fehler ein;

Sobald der Priester spricht, muß Irrtum Wahrheit sein. (Galler.)

Hottinger in seiner Helvetischen Kirchengeschichte habe ganz anders unter den Heiligen aufgeräumt, Johann Zwinger, im 17. Jahrhundert Universitätsprofessor zu Basel, mit ganz anderer Schärfe wider das Fronleichnamsfest geschrieben, ohne daß sich nur eine katholische Feder gerührt hätte. — Weit mehr prinzipiell spricht sich das Gutachten des Stadtschreibers und des Ratschreibers (Jsaak Melin) über den Fall aus: Unziemliche Wiße über den heiligen Fridolin und Imerius seien noch keine Gotteslästerung. Was die Bemerkungen über Ohrenbeichte, Anbetung der Heiligen, Messe, Klosterleben betreffe, so könne einem evangelischen Schriftsteller niemand übel nehmen, solches mit der der Wichtigkeit der Sache gemäßen Bescheidenheit und Ehrerbietung vorzutragen. Auch wegen der Bezweiflung gewisser Heiligen und Wunderwerke könne ein protestantischer Stand einen Schriftsteller nicht als strafbar ansehen. Gewiß erheische die öffentliche Wohlfahrt gutes Einvernehmen mit der andern Konfession, ebensowenig aber dürften die Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit außer acht gelassen werden. Gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit wäre es, wenn man das Historische in Sprengs Schrift unterdrücken wollte. Seit der Reformation sei es in der Eidgenossenschaft so gehalten worden, daß jede Partei die eigenen Lehrsätze verteidigt und die der Gegenpartei angegriffen habe; nur Schmähen, Lästern und Schimpfen in Religionsachen sei verboten. — Die Sache endete mit der Konfiskation der beanstandeten Schrift; dieselbe wurde außerdem 1761 vom päpstlichen Stuhl auf den Index gesetzt. Spreng erhielt vom Räte eine scharfe Rüge für die „unan-

ständige Frechheit“ im Ton seiner Schrift, und den Befehl, sich künftighin der Behutsamkeit, Mäßigung und Bescheidenheit zu befließigen, überhaupt in dieser Sache nicht mehr zur Feder zu greifen. Die Censurordnung aber sollte revidiert werden, „dadurch der Buchhandel zwar nicht zum Nachteil der so nötigen Freiheit desselben allzusehr eingeschränket, aber dennoch der zügellosen Ausgelassenheit desselben, die auch bei uns einzureißen drohet, vorgebogen werden möchte.“

Beinahe wäre Spreng auch in die damals aufgeworfene Frage wegen der Existenz Tells verwickelt worden; man warf ihm Beteiligung an der 1760 erschienenen Schrift *Guillaume Tell fable Danoise* vor. Spreng ging im Gegenteil, wie er sagt, mit der Absicht um, den Tell zu verteidigen, da Thaten, wie sie diesem Helden zugeschrieben werden, ganz im Charakter seiner Zeit lägen. Immerhin verlangte er Dokumente über die für die Existenz des Tell angerufenen Kapellen am Urnersee, zu Bürglen und Rüschnacht. „Man sieht, Spreng war in Bezug auf historische Kritik seinen Zeitgenossen weit voraus“ (Th. von Liebenau, alte Briefe über Wilhelm Tell).

Am bedeutendsten für uns ist Spreng als einer der Mitbegründer der germanistischen Wissenschaft. Schon 1744 bereitete er eine Ausgabe von Boners Fabeln, Ulrichs von Eschenbach *Acta Alexandri Magni* in deutschen Reimen, Rotker und dem alten Zürcher „Richtbrief“ samt einem Glossar vor und berichtete an Bodmer von der Möglichkeit, in Paris „den *Codicem Goldasti*, welcher verschiedene alte Poeten aus Schwaben enthält“ (die Manessische Liederhandschrift), abschreiben zu lassen; er munterte auch Bodmer zu einer Herausgabe auf, die dann 1748 wenigstens teilweise erfolgte. Dann plante er eine Sammlung schweizerischer Chronisten, insbesondere Otterlin und Schodeler mit Glossar, wovon der erstere wirklich 1752 erschien. Das Hauptwerk aber, an dem

Spreng lange Jahre arbeitete, war ein umfassendes historisch-kritisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Vielleicht war er dazu angeregt von Drollinger, der, als Archivar mit dem mittelalterlichen Deutsch wohl vertraut, eine Sammlung der sprachlichen Eigentümlichkeiten in den Urkunden des ausgehenden 13. Jahrhunderts angelegt hatte. In einem Briefe Sprengs an Bodmer 1743 hören wir von einer Sammlung der bündigsten, alten und neuen Schweizern eigenen Redensarten; er fordert Bodmer zur Mitarbeiterschaft auf, damit ein Idiotikon aus etlichen Städten der Schweiz zustande komme. 1757 meldet Jaak Jselin an Bodmer, er habe den Buchstaben M als Probe gesehen. „Herr Spreng ist hier in seinem Mittelpunkte. Seine Seele ist zur Etymologie geschaffen, und was er Ausschweifendes hat, kann ihm in diesen Erkenntnissen gute Dienste leisten. Freilich wird er allerhand Seltenheiten aushecken, allein sein großer Fleiß und seine unermüdete Nachforschung werden uns doch viel Gutes darstellen.“ Bloß findet Jselin, ein so umfassendes Werk sei verfrüht, solange zu den älteren Autoren nicht Specialwörterbücher vorliegen. — Viel ist von dem Werke die Rede in Sprengs Briefwechsel mit dem Luzerner Patrioten Felix von Balthasar 1758, der aus den Schriften seiner Vaterstadt vieles beisteuerte. Wir erfahren, daß Spreng unter anderm in Bern und mehrere Wochen im Stift St. Blasien sich aufhielt zum Zwecke der Excerptierung von Urkunden und Rechtschriften. Spreng bittet seinen Korrespondenten, „die seltenen Wörter mit einer Redensart, woraus man den Gebrauch und Verstand derselbigen erkenne, zu begleiten.“ Ende 1758 ließ Spreng einen Probebogen drucken: „Vorschlag eines allgemeinen deutschen Glossarii.“ Das Werk sollte schon das allerälteste Deutsch berücksichtigen. „Endlich wird man zur Bereicherung unserer Sprache die in Vergessenheit geratenen Kraft- und Stichwörter und reichen Ausdrücke unserer Altväter bemerken, wie auch neuere Kraftwörter und andere bündige Redensarten, die man in

den gewöhnlichen Wörterbüchern vergeblich sucht. Desgleichen sollen verschiedene in den oberländischen Schriften und Kanzleien noch übliche, aber verwerfliche Wörter und Redensarten, damit sich ein reiner Schriftsteller davor hüte, eingerückt werden.“ Das Werk sollte nicht nur ein trockenes Wörterbuch abgeben, sondern mit angenehmen und merkwürdigen Auszügen durchaus versehen und nicht nur den Sprachforschern, sondern überhaupt den Gelehrten, Standespersonen, Kanzleibeamten und Liebhabern schöner Wissenschaften nützlich und gleichsam unentbehrlich werden. Spreng berechnete das Werk auf fünf oder sechs Teile, jeden zu mindestens 130—140 Bogen, den Preis auf 30—40 Gulden; also ungefähr der ursprünglich für das Grimm'sche Wörterbuch geplante Umfang. Die erforderliche Anzahl von Subskribenten kam indessen nicht zusammen, und auch die Hoffnung, daß ein hoher Gönner eintreten werde, verwirklichte sich nicht. Das Manuskript, zum Teil Zettel, wird noch auf der Basler Universitätsbibliothek in 22 Bänden aufbewahrt, weiteres Zettelmaterial enthält die Vaterländische Bibliothek. Spreng hatte sein Augenmerk vorzugsweise auf Ausdrücke der Rechtssprache vom 14—16. Jahrhundert (Kanzlei) und auf kulturhistorisch bedeutsame Wörter (Gewerbessprache, „Kunstwörter“) gerichtet, und in dieser Beziehung können seine Sammlungen heute noch Ausbeute gewähren; belehrend sind sie ferner für die Anschauungen des vorigen Jahrhunderts über Sprachrichtigkeit, während die Belege aus den altgermanischen Dialekten, namentlich aber die krausen Ableitungen aus einer „feltischen Ursprache“ gänzlich veraltet sind. Der bekannte Straßburger Germanist und Lexikograph J. J. Oberlin nennt 1779 die Spreng'sche Sammlung „ein erstaunendes Denkmal des Fleißes und der Geschicklichkeit seines Verfassers“, doch seien die Elemente, aus denen das Werk besteht, zu disparat.

Ein zweites, ebenfalls der Basler Universitätsbibliothek gehörendes, vollständig und gleichmäßig ausgearbeitetes und sorgfältig ge-

geschrieben Manuscript ist Sprengs „Idioticon Rauracum oder Baselisthes Wörterbuch“, wahrscheinlich erst nach dem Fehlschlagen des allgemeinen Wörterbuches zusammengestellt und kurz vor dem Tode des Verfassers abgeschlossen. Wir übertreiben nicht, wenn wir dieses Werk als das beste mundartliche Wörterbuch des vorigen Jahrhunderts bezeichnen. Die Begriffsbestimmungen sind scharf, die Belege treffend, Weitichweifigkeiten vermieden. Die Sprache der einzelnen Stände ist gesondert, der Zusammenhang mit der Sprache des 16. Jahrhunderts hergestellt; vieles jetzt Ausgestorbene ist uns einzig in diesem Werk überliefert.

Wir erwähnen drittens noch eine handschriftliche Sammlung baslerischer Ortsnamen (auf der Vaterländischen Bibliothek), durch die Keltomanie der Erklärungen ungenießbar.

Zwanzig Jahre hatte Spreng sich bei der außerordentlichen Professur der deutschen Poesie und Beredsamkeit und der helvetischen Geschichte bescheiden müssen; da war ihm, als 1762 zur Neubesezung des Lehrstuhls für Griechisch geschritten wurde, das Los günstig. Gerühmt wird seine in dieser Disciplin beobachtete faßliche und klare Lehrmethode. Auskunst hierüber giebt seine Antrittsrede: Praelectio de revocando apud Rauracos Graecae linguae studio. Im Gegensatz zum Lateinischen wurde das Studium des Griechischen zu jener Zeit ziemlich vernachlässigt. Zu Freiburg im Breisgau hatte der Universitätstypograph nicht einmal griechische Lettern. Den Grund dieses Rückganges erblickt Spreng darin, daß das Griechische am Gymnasium auch für die nicht den gelehrten Berufsarten sich Widmenden obligatorisch war; dadurch kamen die Befähigten zu kurz. In der Grammatik wog das Obskure und Abstruse vor, während das Notwendige fehlte. Auf gut accentuiertes, sinngemäßes Lesen, auf Orthographie und Analyse wurde nicht geachtet. Der Lehrer, so verlangt Spreng, solle, da es sich doch um reifere Schüler handle, mehr als Freund denn als Meister auf=

treten. Die Aneignung des Vokabelnschatzes und der syntaktischen Regeln solle nicht durch Auswendiglernen, sondern durch die Übung erzielt werden. Für diese mögen das Neue Testament und die Philosophen nicht mehr mißbraucht werden. Zur Schullektüre empfiehlt Spreng Schriftsteller, die stofflich dem jugendlichen Interesse angemessen sind, nämlich Polybius, Dio Cassius, Diodorus Siculus, Strabo, dann auch einzelnes aus Homer und Euripides(!).

Spreng starb 24. Mai 1768 am Schlagflusse; seine Geisteskräfte blieben bis zum Ende ungeschwächt. Sein ganzes Leben hindurch hatte er unausgesetzt mit Unglück und Bedrängnis zu kämpfen, daher das wenig erbauliche Schauspiel des Besingens einflußreicher Persönlichkeiten und sonstiger geeigneter Anlässe. Von Natur aus von einem Hang zu neuen Meinungen beherrscht und zur Satire und Paradoxie geneigt, wurde er durch Zurücksetzung und Vereitelung seiner Unternehmungen noch mehr verbittert und machte sich, indem er seine Zunge gehen ließ, seine Kollegen, ja seine nächsten Verwandten zu Feinden. Im Hinblick auf diese Verhältnisse schrieb Isaak Iselin bei der Nachricht vom Tode Sprengs, dieser habe übermäßig gelobt, übermäßig getadelt und unnatürliche Verse gemacht. Der Berner Gottlieb Emanuel von Haller charakterisiert ihn (1758) als einen kleinen, lebhaften, spässigen Mann, der viel Seltsames an sich hat; der Basler Geschichtschreiber Dchs giebt ihm beißenden Witz als Haupteigenschaft. Im Lobe seines Scharfsinns, seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seiner großen Belesenheit und seiner einnehmenden Schreibart stimmen alle Zeitgenossen überein, von denen wir zum Schlusse zwei Urteile anführen. Der mitstrebende Simon Grynäus rühmt in der Leichenrede auf Spreng (1768) dessen unermüdllichen Fleiß und das Verdienst, seine Vaterstadt zur Reinigkeit im Schriftdeutschen gewöhnt zu haben; und Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek“ zeigt den Tod Sprengs mit den Worten an: „Er ist der Erste, der in der Schweiz den reinen

Geschmack der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit eingeführt hat, obgleich Haller, Bodmer und Geßner ihm nachher weit zuvor-  
gekommen.“

\* \* \*

Biographisches: Über J. J. Spreng Vater s. Th. Burckhardt, Gesch. des Gymnasiums zu Basel (1889) S. 103. 126. — Über J. J. Spreng Sohn: Spreng im Eingang zur Praelectio de revoc. Graec. I. studio (1762); Leichenrede auf Spreng von Simon Grynaeus (1768); Athenae Rauricae (Basel 1778) II, 384ff.; Len, Allg. helvetisches Lexikon XVII (Zürich 1762) S. 434, Supplement dazu V (1791) S. 579; Lutz, Nekrolog denkwürd. Schweizer aus dem 18. Jh. (Marau 1812) S. 500; Allg. dtsh. Bibliothek VIII 2, 312 (Berlin, Nicolai 1768); P. Dchs, Gesch. d. Stadt u. Landschaft Basel VIII (1822) S. 11; W. Vischer, Lucas Legrand (Basel 1862) S. 12; Basler Jahrbuch 1888, S. 58. — Sprengs Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur: Spreng über Kirchengesangbücher, Sintemal (1759) S. 411; Kambach, Anthologie christl. Ges. IV, 17; K. K. Hagenbach in Herzogs Realencyclopädie f. prot. Theol. u. Kirche VIII (1857) 448; Chr. Joh. Riggensbach, der Kirchengesang in Basel seit der Reformation, Basl. Beiträge zur vaterl. Geschichte IX, bes. S. 451—467; Ders., Hieronymus Annoni (Basel 1870) S. 62; Drollingers Gedichte samt andern dazu gehörigen Stücken ausgefertigt von J. J. Sprengen, Basel 1743; Wilh. Wackernagel, Karl Friedrich Drollinger (1843), Kl. Schr. II, 428ff.; Danzel, Gottsched u. s. Zeit (1848) S. 191, 236—240; Mörikofer, Schweiz. Litteratur des 18. Jh. (1861) S. 69ff.; Rud. Wackernagel, Basl. Jahrb. 1887, S. 19, 32ff.; Bächtold, Gesch. d. dtsh. Litteratur in der Schweiz (1892) S. 486ff, 577, Anm. S. 161, 224. — Sprengs Zeitschriften und gelehrte Werke: Strickler, die gemeinnützigen

und politischen Zeitschriften der Schweiz, Polit. Jahrb. der Schweiz. Eidgenossensch. 1891, S. 91, 96; Hans Bodmer, Gesch. der moralischen Wochenschriften in der Schweiz (in Vorbereitung); J. Keller, Zinzendorfs Aufnahme in der Schweiz, Basl. Jahrb. 1888, bes. S. 49, 51 ff.; Basl. Jahrb. 1884, 192—211: „Die Reise nach dem Concert“ (1755), satirische von Spreng verfaßte Schilderung der Unnatur des verfeinerten Stadtlebens; Über das Idioticon Rauracum s. Birlingers Memmania XV, 185 ff. und separat, Bonn 1888; — Ungedruckte Quellen: Sprengs und anderer Basler Briefe an Bodmer, Zürcher Stadtbibliothek. Universitätsprotokolle und Akten des Basler Staatsarchivs. Briefe und Akten über Spreng auf der Vaterländischen Bibliothek und im Besitze der Familie Spreng. Briefe Sprengs an Felix von Balthasar, mitgeteilt durch Dr. Th. von Liebenau in Luzern.

Von Em.  
Wolleb.

